

HEYNE <

Das Buch

Viola ist vierzehn Jahre alt. In ihr schwirren so viele Fragen, die sie ihrem Vater Giacomo stellen will, doch er starb ganz plötzlich, und Viola musste ihn tot in seinem Bett finden. Von diesem traumatisierenden Moment an hat das Mädchen kein Wort mehr gesprochen, doch sie kann nicht aufhören, an das große Geheimnis zu denken, das ihr Vater mit ins Grab genommen hat.

Mit einem zerfallenden Buch, persönlichen Aufzeichnungen des Vaters und einer alten Fotografie versucht das Mädchen, die Lebensgeschichte ihres Vaters zu rekonstruieren. Gemeinsam mit ihrer exzentrischen Freundin Leslie, die sie auf einer Schweizer Privatschule kennenlernt, auf der sie ihre Sprache wiederfinden soll, taucht sie in das rauschende London der 1980er-Jahre ein, in dem der 20jährige Giacomo einst in eine große Liebesgeschichte verwickelt war.

Der Autor

Daniele Bresciani arbeitet seit 1989 als Journalist. Er lebte und arbeitete im London der frühen 1990er-Jahre und ist derzeit stellvertretender Direktor von Vanity Fair Italia. Er hat eine große Leidenschaft für antike Bücher.

Daniele Bresciani

EIN JAHR WIE DIESES

Roman

Aus dem Italienischen von Bruno Genzler

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
erschien 2013 unter dem Titel
Ti volevo dire bei Rizzoli.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbuchausgabe 12/2015
Copyright © 2013 by RCS Libri S.p.A., Milano
Published in arrangement with Marco Vigevani Agenzia Letteraria
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Heyne
Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München
unter Verwendung von Bigstock/Veneratio; Fotolia/olly
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-41928-5
www.heyne.de

Für Marta, die mir eine Stimme gab

»Gott, die Liebe, das Leben, der Tod ... Vielleicht denkst du morgen anders darüber. Aber jetzt, was fühlst du in diesem Moment? Ich möchte es wirklich wissen, Dad. Ich wünschte, du hättest mit mir über diese Dinge gesprochen: Selbst deine Zweifel wären besser gewesen als dein Schweigen.«

Daniel Wallace, *Big Fish*

Giacomo

London, 21. September 1981

Die Frau in dem gelben Mantel hatte die Wagentür geöffnet und war ausgestiegen. Eine Hand auf dem Mund, die andere auf der Brust, stand sie da und betrachtete entsetzt die demolierte Schnauze ihres roten Mini Coopers. In dem anderen Wagen saß noch ein Mann und hielt, vielleicht benommen vom Aufprall, das Lenkrad fest umklammert. Als es so heftig gekracht hatte, waren die Köpfe der Passanten wie auf Kommando herumgefahren. Alle Augen waren auf die Unfallstelle gerichtet. Nur die der beiden jungen Leute nicht, die vor dem Krankenseingang standen.

»Geh nicht rein! Bitte. Komm, lass uns wieder gehen«, flehte Giacomo die Frau an, deren Hand er hielt und sie zurückzuhalten versuchte. Claire wandte ihm das Gesicht zu, doch ihr Blick wich dem seinen aus und verlor sich sofort wieder an dem Gebäude vor ihnen, dem Mauerwerk, den niedrigen Bögen über den Balkonen des zweiten Stocks. Sie löste den Gürtel ihres Regenmantels, in dem sie sich mit einem Male beengt fühlte, auch wenn er ihr, wie sie wusste, noch nicht zu eng geworden sein konnte. Ob diese kaum wahrnehmbare Wölbung ihres Bauches sogleich oder erst nach ein paar Tagen verschwinden würde, fragte sie sich.

Während sie sich wieder zum *St. Mary's Hospital* umwandte, erfasste eine Bö des ungewöhnlich kalten Windes eine blonde Strähne, die sich aus ihrem dickem Zopf gelöst hatte. An der Fassade bemerkte sie ein Schild, das daran erinnerte, dass Alexander Fleming 1928 in diesem Krankenhaus das Penicillin erfunden hatte. Doch für das, wozu sie hier war, würde eine Spritze nicht reichen. Und eine Impfung gab es nicht. Ein absurder Gedanke, und sie schüttelte den Kopf.

»Komm, lass uns gehen. Was sollen wir hier? Wir haben einen Fehler gemacht. *Ich* habe einen Fehler gemacht ...«

Nun war es Claire, die seinen Blick suchte. Instinktiv, so wie sie es häufig getan hatte, steckte sie ihm den Hemdkragen unter den Ausschnitt des grauen Pullovers, den sie ihm einmal geschenkt hatte, zurück. Langsam löste sie ihre Hand aus seinen Händen und streichelte ihm übers Gesicht.

Dann, fast ruckartig, wandte sie sich ab und trat auf den Eingang zu.

Sie nahm die sechs Stufen zu der Glastür hinauf und schritt, unter dem roten Backsteinbogen hindurch, über die Schwelle. Hinter der Empfangstheke saß eine korpulente Krankenschwester.

Wie gelähmt stand Giacomo da, betastete sich die Wange und schnupperte dann an seinen Fingerspitzen, auf der Suche nach Claires Geruch, nahm aber nur den seines eigenen Aftershaves wahr. Mit starrem Blick schaute er auf die vom Montagmorgenverkehr belebte Straße, wo Männer zu ihren Büros oder zum U-Bahnhof Paddington hasteten. Frauen zogen quengelnde Kinder an der Hand hinter sich her in Richtung Schule. Ein in Tränen aufgelöster rothaariger kleiner Junge bettelte seine Mama an, doch bitte umzukehren.

Viola

Mailand, 8. Februar 2010

»Komm, Papa, steh auf!«

Viola stellte ihre Frühstückstasse ins Spülbecken: Sie wusste, dass ihr Vater sich ärgerte, wenn sie sich noch nicht einmal die Mühe machte, ihr schmutziges Geschirr in die Spülmaschine zu räumen, doch die Bequemlichkeit war stärker als sie. »Wir haben den Wecker nicht gehört, und in der zweiten Stunde schreibe ich Mathe!«

Viola ging wieder ins Badezimmer, putzte sich die Zähne und blieb dann noch, wie so häufig, einen Augenblick länger vor dem Spiegel stehen, schnitt Grimassen, klimperte mit den Lidern, entblößte ihr Zahnfleisch, bevor sie wieder rief: »Die bringt mich um ... Komm, Papa, bitte!« Sie löste ihr langes Haar, das sie nachts immer zusammenband, und bürstete es kräftig aus. Noch einmal rief sie laut durch die ganze Wohnung: »Papaaaa, was soll das?! Ausgerechnet heute Morgen.«

Nichts rührte sich. Mittlerweile war sie sich fast sicher, dass sie es noch nicht einmal mehr rechtzeitig zur zweiten Stunden schaffen würden. Sie eilte ins Schlafzimmer hinüber. Seit ihre Eltern sich getrennt hatten, lebte sie mit ihrem Vater in einer Wohnung, die er selbst als »Übergang« bezeichnete. Ein Übergang, der sich mittlerweile schon zwei Jahre hinzog.

Ein kleines Wohnzimmer mit offener Küchenzeile, in dem der einzige Luxus ein großer Plasmafernseher vor einem schmalen zweisitzigen Sofa war. Neben dem Sofa erhob sich ein schmales Regal, in dem die Bücher dicht an dicht und zweireihig standen. Ein Bad und ein Schlafzimmer mit einem Klappbett neben dem Ehebett. Anfänglich hatte Viola regelmäßig neben ihrem Vater in dem großen Bett geschlafen, aber dazu war sie inzwischen zu groß.

Sie trat ans Bett und stieß ihn sanft an. »Papa, bitte ...«

Er bewegte sich nicht. Viola schlug das Federbett zurück und sah ihren Vater zusammengekrümmt auf der Seite liegen, die Knie angezogen, die rechte Hand auf der Höhe der Brust in den Stoff seines Schlafanzugs gekrallt, die Augen zusammengekniffen in einem Gesicht, das zur Grimasse erstarrt war.

Noch einmal stieß sie ihn an, energischer nun, und rüttelte ihn dann kräftig, indem sie mit beiden Händen seine Schultern packte und ihn hin und her zog.

»Papa ...!«

Einen Augenblick verharrte sie so, vor Schreck wie gelähmt, über ihn gebeugt. Dann fuhr sie herum und lief zur Wohnungstür, überlegte es sich anders, rannte ins Bad und drehte den Wasserhahn auf. Der Strahl war so stark, dass sie sich Jeans und T-Shirt vollspritzte: Was tat sie da eigentlich?

Sie kehrte ins Schlafzimmer zurück, erblickte sein Handy auf dem Nachttisch und nahm es zur Hand. Rasch ließ sie die Liste mit seinen letzten Anrufen durchlaufen: FuN, Fulvio Natali.

Es klingelte lange, bis sich endlich eine verschlafene Stimme meldete. »Giacomo, spinnst du? Es ist erst acht, was willst du denn so früh?«

»Entschuldigung, Fulvio, hier ist Viola ...«

Der Tonfall änderte sich, ein kurzes Husten, um die Stimme freizubekommen:

»Ach so ... Viola, du bist es. Guten Morgen. Was ist denn los? Ist was passiert?«

»Ja, tut mir leid, Fulvio, aber ich wusste nicht, wen ich anrufen sollte. Papa liegt im Bett und rührt sich nicht.«

Viola

Mailand, 21. Juni 2010

Ich schlage die Augen auf, und der Stachel der Spinne, die mich vergiften wollte, ist der Finger meiner Mutter, der auf meiner Stirn herumtippt. »Beweg dich, Viola, wasch dich, zieh dich an und komm zum Frühstück. Wir müssen gleich los.« So weckt sie mich immer, indem sie auf meinem Kopf herumtrommelt. Sie weiß, dass ich das nicht ausstehen kann, ich bin sicher, dass sie es weiß. »Viola! Wird's bald?«

Sie ist schon wieder aus meinem Zimmer raus. Aber natürlich hat sie vorher den Rollladen hochgezogen und das Fenster aufgerissen. Ich schließe noch mal die Augen, zum einen, weil mich das grelle Licht blendet, zum anderen aber auch, um sicherzugehen, dass die Spinne verschwunden ist. Dass ich nicht mehr sprechen kann, ist manchmal fast ein Vorteil: Ich schreie nur noch in meinen Träumen.

Ich schnuppere an meinen Händen, zuerst an den Fingerspitzen, dann an den Handflächen. So hat es Papa auch immer gemacht, aber Mama kann das nicht ausstehen.

»Viola?«

In der Diele knarrt das Parkett unter Mamas Schritten. Am Klimpern der Flaschen höre ich, dass die Kühlschranktür aufgezogen wird. Endlich stehe ich auf, schlüpfte in meine Flipflops und schlurfe ins Bad. Alle Handtücher hängen

ordentlich aufgereiht nebeneinander: Jeder hat seine in der gleichen Farbe, ein großes fürs Duschen, ein mittleres fürs Gesicht, ein kleines fürs Bidet. Die Zahnbürsten stehen im Becher, die Zahnpastatube daneben ist vom Ende her ausgepresst, ich selbst drücke sie manchmal von der Mitte her aus, nur um zu sehen, ob meine Mutter irgendwann mal darauf verzichtet, mir zu erklären, dass sich das nicht gehört. Aus der Küche dringt ihre Stimme zu mir.

»Jetzt beweg dich mal, Viola, das Frühstück ist fertig. Heute treffen wir uns doch mit der Direktorin des Internats? Oder hast du das vergessen?«

Wie könnte ich das vergessen? Seit einem Monat liegst du mir damit in den Ohren.

»Also da muss es wirklich wunderschön sein, rings herum nur weite Natur.«

Schon wieder. Als hättest du mir das nicht schon tausend Mal gesagt.

»In solch einer Umgebung hast du die besten Voraussetzungen, wieder gesund und ganz normal werden.«

Ich *bin* normal. Ich rede nur nicht. Meine Stimme ist weg, verschwunden. Kein Ton mehr, nicht mal mehr das komische Näseln der Taubstummen oder das Krächzen von Leuten, die an den Stimmbändern operiert wurden. Solche Fälle sind mir reichlich begegnet, bei den unzähligen Untersuchungen bei wer weiß wie vielen Fachärzten. Eine körperliche Ursache ist dabei nicht entdeckt worden. Es ist eher so, als wollten die Worten meinen Kopf nicht verlassen, denn irgendetwas hält sie und hindert sie daran, meine Zunge zu erreichen. Die Ärzte nennen das »selektiven Mutismus«. Alles, was man zum Sprechen so braucht, funktioniert tadellos, aber ein Teil in mir scheint beschlossen zu haben, dass ich nicht reden soll, und

dagegen komme ich nicht an. Ebenso wenig wie gegen die ständige Nerverei meiner Mutter.

»Was hast du denn? Warum rührst du deine Cornflakes nicht an?«

Weil ich die nicht mag, Mama. Ich finde sie eklig. Ich hab noch nie gern Cornflakes gegessen, und jeden Morgen würge ich ein wenig von dem Zeug runter, nur um dir einen Gefallen zu tun.

»Und setz dich ordentlich hin. Nicht die Ellbogen aufstützen. Oder hast du Angst, dass dir der Kopf in die Tasse fällt. Rücken gerade, die Unterarme auf den Tisch, Viola. Herrje, wie oft muss ich dir das noch sagen?!«

Normalerweise läuft es so: Zuerst ärgert sie sich und fährt mich an, dann tut es ihr leid, und sie wird ganz sanft.

»Komm, Schatz ...«

Hab ich's nicht gesagt?

»Deine Lehrer waren sehr verständnisvoll und haben dich aufgrund deiner schriftlichen Arbeiten doch noch versetzt. Aber das war jetzt nur die zehnte Klasse, und sie haben gesagt: Wenn du dieses Problem mit in die Oberstufe nimmst, wirst du kaum jemanden finden, der noch mal ein Auge zu-drückt. Und auf eine Sonderschule wollen wir dich doch nicht schicken, oder? Obwohl du natürlich besondere Aufmerksamkeit brauchst. Und eben die wirst du in dem Schweizer Internat erhalten. Es ist wirklich herrlich gelegen: ein schönes, ehrwürdiges Gebäude mit einem riesengroßen Park.«

Ich weiß, ich weiß, du hast mir die Website schon hundert Mal gezeigt.

»Und ohne Gian, der selbst dieses Internat besucht hat, würde man dich dort mit Sicherheit nicht annehmen. Das weißt du doch?«

Danke, Signor Avvocato Giancarlo Maria Medusian. Aber wenn es dort so herrlich ist, warum schickst du dann nicht auch deinen Sohn dahin?

»Guten Morgen, Arianna ... Viola ...«

Wenn man vom Teufel spricht ... Das ist er, Tancredi Medusian, von seinen Freunden Tan genannt, den ich aber, aus Abneigung, wie ich zugebe, weil er so ein *cretino*, ein Idiot ist, für mich Credino getauft habe. Er wohnt mit uns zusammen und sieht seine Mutter, eine Amerikanerin, die nach Washington zurückgekehrt ist, gerade mal einen Monat im Jahr. Ich kann mir vorstellen, wie schwierig es für sie war, sich wegen des Sorgerechts mit der international tätigen Kanzlei *Medusian & Partner* auseinandersetzen zu müssen. Doch Credinetti – ein weiterer Spitzname von ihm, den sich aber sein Vater hat einfallen lassen – scheint an der Situation nichts auszusetzen zu haben, denn schließlich hat er hier alles, was ihm wichtig ist, Playstation, Xbox, Wii, PSP, Nintendo DS. Was elektronisches Spielzeug betrifft, ist er mit seinen erst elf Jahren ein echter Profi und macht vielen Erwachsenen noch was vor.

»Gut Morgen, Tancredi, hast du gut geschlafen, mein Schatz?«

Er schaut meine Mutter noch nicht mal an, ich aber betrachte sie: Aus welchen Tiefen holst du nur diese süße Stimme, Mama? Warum wirst du nicht sauer, wenn er dir nicht antwortet?

»So ihr beiden, ihr beeilt euch jetzt mit dem Frühstück, ich mach mich noch schnell fertig zurecht, und dann fahren wir.«

Gekämmt, die Haare gegelt, ein Scheitel wie vom Laser gezogen, so sitzt er da und schaufelt seine Cornflakes in sich hinein. Er ist es, der sie so gerne isst, Mama, nicht ich ...

»Was gibt's da zu glotzen, Stumme?«

So nennt er mich am liebsten, wenn meine Mutter nicht im Raum ist, und zieht dabei die »mm« in die Länge: Stummmme.

»Was hast du gesagt? Ich verstehe dich nicht, Stumme. Red doch mal ein bisschen lauter?«

Ich springe auf und stoße dabei mit der Hand meine Tasse um, und die wenigen Tropfen Milch, die noch darin waren, fließen auf den Tisch. Credino schaut mich an, und seine Augen verengen sich zu Schlitzen, er greift zu seiner Schüssel, die er noch mal bis zum Rand mit Milch und Cornflakes gefüllt hat, und kippt sie um, sodass der ganze Brei über die Tischdecke schwappt. Mit einer Hand hilft er nach und schnippt sich auch noch ein wenig auf die Hose. Dann schaut er mich wieder an und stößt einen Schrei aus.

»Neeeeein! Verdammt, Viola! Was machst du denn?!«

Ich höre meine Mutter mit raschen Schritten herbeieilen. Schon ist sie in der Küche und sieht die Bescherung, den überschwemmten Tisch und mich davor.

»Ach, Viola, was hast du denn da wieder angestellt? Schau dir doch mal diese Schweinerei an. Aber jetzt komm, wir müssen los. Und du, Tancredi, zieh dich bitte um. Und nimm es ihr nicht übel. Hab ein wenig Verständnis mit ihr.«

Sie ergreift meinen Arm, und während sie mich aus dem Zimmer zieht, drehe ich mich noch mal zu Credino um, und unsere Blicke kreuzen sich: Er presst die Lippen aufeinander und schüttelt kaum merklich den Kopf, während seine Lippen ein »mmmm« formen und er mir den Stinkefinger zeigt. Ich schaue zu meiner Mutter, aber sie sieht mich nicht an, sondern schleift mich zu meinem Zimmer. Ich solle dort noch einen Moment warten, meint sie, sobald Margot, unsere Haushälterin und Tancredis Kindermädchen, eintreffe, wür-

den wir losfahren. Aber während sie das noch sagt, läutet es schon an der Tür.

»Guten Morgen, Margot.«

»Guten Morgen, Signora Arianna.«

»Ach, Margot, bringen Sie doch bitte gleich die Küche in Ordnung. Viola ist da ein Malheur passiert, und Tancredi muss sich noch umziehen. Wir sehen uns dann zum Mittagessen.«

»Ja natürlich, Signora.«

»Viola, bist du so weit?«

Was Termine angeht, ist meine Mutter sehr eigen. Die Vorstellung, irgendwo zu spät zu kommen, ist für sie unerträglich. Sie schleift mich in den Aufzug, schwingt sich in den Wagen und fährt die ganze Strecke, ohne auch nur einmal das Wort an mich zu richten. Stumm bleibt auch das Radio, das ihr immer schon auf die Nerven gegangen ist, auch damals schon, als sie noch mit Papa zusammen war. Autoradio gehört habe ich erst, als ich mit ihm allein war, nach ihrer Trennung.

Jetzt, mit Mama im Auto, starren wir beide nur auf die Straße vor uns, und im Nu sind wir da, wie üblich viel zu früh.

Es ist erst das zweite Mal, dass ich Gians Kanzlei betrete. An der mit dunklem Holz verkleideten Panzertür glänzt ein Messingschild mit dem Schriftzug *Medusian & Partner*.

Die Kanzlei ist so geräumig, dass ein ganzer Raum für meine Mutter übrig ist, den sie gelegentlich nutzt, um Leute zu empfangen, die sie beeindrucken will – so wie heute eben. Zuvor war ich nur an dem Nachmittag nach Papas Beerdigung dort, als meine Mutter »noch einige Formalitäten zu erledigen« hatte und Gian mich mitnehmen musste,

weil er einen Termin hatte, den er »unmöglich verschieben« konnte.

Er gab sich Mühe, mich zu unterhalten, erzählte mir zunächst was über das Gebäude, in dem die Kanzlei untergebracht ist (»Es wurde in napoleonischer Zeit erbaut: Du weißt doch, wer Napoleon war?«), erklärte mir dann die Gemälde an den Wänden (»Alles moderne Kunstwerke, die sind eine Menge Geld wert, verstehst du?«), verlor aber irgendwann die Lust und schob mich vor den Computer in Mamas Zimmer ab.

»Du könntest ein wenig im Internet surfen? Das wird dich auf andere Gedanken bringen ...«

Er betätigte den Schalter auf der Rückseite des Bildschirms und verließ den Raum, während ich mich bei YouTube anklickte, um nach den Videos zu suchen, die mir Papa mal gezeigt hat. Sänger aus seiner Jugendzeit: James Taylor, Bob Dylan und ein gewisser John Martyn, ein Lockenkopf mit Schnurrbart, der, von seiner Gitarre begleitet, jemandem wünschte, nie »ohne eine Hand, die du halten kannst« einschlafen zu müssen. Ich war noch klein, als Papa mir den englischen Text erklärt hat, und eine ganze Zeit lang hat er mir dann abends immer, wenn er mich zu Bett brachte, das Lied vorgesungen und dabei meine Hand gehalten.

Manchmal hab ich ihn mit seiner Musik aufgezogen. »Ach du mit deinen Oldies!«, hab ich gesagt, »hör dir doch mal Lady Gaga oder Ginger Lola an. Und er hat gelacht und mir den Gefallen getan, sich aber dann, um es mir heimzuzahlen, zwei Finger tief in den Rachen gesteckt und so getan, als müsse er sich bei den Songs erbrechen.

Als ich damals in Gians Kanzlei, weil mir die Augen brannten, den Blick vom Bildschirm abwandte, bemerkte ich einen gelben Post-it-Zettel, der neben dem Telefon hing.

Server: mail.medusianemedusian.it

Benutzername: arianna

Kennwort: annaira.

Schon aufschlussreich, dass der Vorname meiner Mutter, von hinten nach vorne gelesen, das Wort *ira*, »Zorn«, enthält. Das war mir bis dahin gar nicht klar. Kein Wunder, habe ich gedacht, deswegen regt sie sich immer gleich so auf. Papa war manchmal traurig, aber herumgeschrien hat er nie. *Fast* nie.

Heute, vier Monate später, ist in diesem Büro immer noch alles genauso wie damals, selbst der gelbe Zettel klebt, ein wenig verblichen, noch an seinem Platz.

»Setz dich da in den Sessel, Viola. Willst du was zu trinken ...«

Während Mama noch redet, klopf es zweimal sacht, und Gians glänzende Halbglätze mit der Brille vorne auf der Nasenspitze erscheint in der Tür.

»Ciao, ihr beiden. Euer Gast ist gerade eingetroffen. Soll ich die Signora hereinbitten?«

»Ja, danke. Aber warte noch einen Moment. Ich kümmere mich dann selbst darum. Ich will vorher nur noch mal kurz mit Viola reden.«

»Natürlich. Bis später dann.«

Giancarlo verschwindet wieder durch die Tür, die er einen Spaltbreit geöffnet hat. Ich hab nur seinen Kopf gesehen, aber den Rest kann ich mir gut vorstellen: grauer Nadelstreifenanzug, blaues Hemd, blaue Krawatte. Seine Uniform.

»Also, Viola, wir haben uns verstanden: Wenn die Direktorin hereinkommt, stehst du auf, gibst ihr die Hand und wartest, bis sie und ich uns gesetzt haben, bevor du selbst wieder Platz nimmst. Ich erzähle ihr, was passiert ist, und

dann können wir nur hoffen, dass sie dich annehmen, trotz deines ... deines Problems. Wenn sie dich etwas fragt, was du nicht mit einem Kopfnicken beantworten kannst, nimmst du diesen Block hier und schreibst es ihr auf. Aber ich warne dich: Mach keinen Unsinn. Also, ich gehe sie jetzt holen.«

Erwartet hatte ich eine dürre Alte in mausgrauen Farben, aber die Frau, die jetzt vor mir steht, ist blond, ein wenig pummelig und trägt ein geblümtes leichtes Sommerkleid.

»So, da wären wir. Nehmen Sie doch bitte Platz. Viola, das ist Signora Bergson, die Direktorin des Internats. Sie hat in Mailand zu tun und war deshalb so freundlich, für dich eine Ausnahme zu machen und sich hier mit uns zu treffen. Üblicherweise sind es die Schüler und ihre Eltern, die zum Vorstellungsgespräch zu ihr ins Internat in der Schweiz reisen.«

»Guten Tag, Viola, ich bin Flora Bergson und leite das Internat *Écureuil Jaune*, Gelbes Eichhörnchen, aber das weißt du ja sicher. Unser Institut liegt in der französischen Schweiz, nicht weit vom Genfer See, aber fast schon in den Bergen. Es ist wirklich sehr, sehr schön dort. Deine Mutter hat mir von dir erzählt und möchte dich gern bei uns anmelden. Ich bin damit einverstanden. Wenn du das auch möchtest.«

»Natürlich möchte Viola das. Sie lernt ja gern, also das war nie ein Problem bei ihr. Was sie sich aber besonders wünscht – und wir uns alle erhoffen – ist, wieder sprechen zu können.«

»Ja, ja, ich weiß, aber ...«

Signora Bergson ist sich spürbar unsicher, ob es angebracht ist, in meiner Gegenwart darüber zu reden. Sie kennt eben meine Mutter noch nicht.

»Angefangen hat es wenige Tage nach dem Tod ihres Vaters«, plappert die weiter. »Zunächst hat sie ja noch reden

können. Aber es war doch der Schock, wenn auch zeitlich verzögert, da sind sich alle einig. Sie müssen wissen, dass Viola ihn gefunden hat, in seinem Bett ... so wie er von uns gegangen ist, im Schlaf. Einerseits ein Tod, wie wir alle ihn uns nur wünschen können, andererseits ...«

»Entschuldigen Sie, Signora, ich überlege, ob dies wirklich der passende Moment ist ...«

»Doch, doch, natürlich. Viola weiß genau, was damals passiert ist. Da ist nichts, was man ihr verbergen müsste.«

Ich schnuppere an meinen Fingern, und meine Mutter wirft mir einen strafenden Blick zu.

»Wie gesagt, hat sie an dem Tag, als ihr Vater starb, noch gesprochen. Sie hat den Sanitätern und dem Notarzt genau erzählt, was vorgefallen ist, auch wenn sie dabei verständlicherweise völlig aufgelöst war. Aber dann, nach und nach, ist ihre Stimme ... ja, erloschen, wie ein Radio, bei dem die Lautstärke langsam heruntergedreht wird, bis es ganz still ist.«

Klick, aus.

»Posttraumatischer selektiver Mutismus, so bezeichnen es die Spezialisten. Mit den Stimmbändern oder einer zerebralen Störung hat das nichts zu tun. Es ist eine Blockade, die sich früher oder später wieder lösen wird, hat man uns gesagt. Nur was das Wie und Wann angeht, will sich leider niemand festlegen.«

»Ich verstehe. Nun, da wird es Sie freuen zu hören, dass unser Institut auf solche Fälle eingerichtet ist und auch schon bei ähnlichen Störungen von Fachärzten empfohlen wurde. Wir können Viola eine Logopädin zur Seite stellen, die sich intensiv um sie kümmern und mit ihr arbeiten wird. Und darüber hinaus sind auch alle unsere Lehrkräfte für den Umgang mit solchen Problemen geschult.«

Signora Bergson verändert ihre Sitzposition und zieht ihre Beine zurück: Fast unbemerkt hat sie sich die Ballerinas von den Fersen gestreift, und auf beiden Fersen sehe ich ein Pflaster kleben. Die Schuhe scheinen neu zu sein.

»Andererseits wäre zu bedenken, dass auf Ihre Tochter eine lange Abwesenheit von der Familie zukäme. Welche Bedeutung dem beizumessen ist, müssen Sie entscheiden.«

Sie wendet mir den Blick zu und deutet ein Lächeln an. Offenbar hat sie gemerkt, dass ich ihre Füße betrachte.

»Gewiss, wir haben das ausgiebig besprochen und sind zu der Überzeugung gelangt, dass ein Schulwechsel das Beste für Viola ist. Aber nicht nur das. In bester Erinnerung ist ihr Institut auch meinem Mann ... also meinem Lebensgefährten, Avvocato Medusian, der das Internat selbst besucht und mir in höchsten Tönen davon vorgeschwärmt hat, diesem entzückenden Ort, dem zauberhaften Park, dem deliziösen Essen ...«

Entzückend, zauberhaft, deliziös ... Wie redest du nur, Mama?

»Ich habe mir gedacht, dass sich die Sache vereinfachen ließe, wenn Sie, Signora, da sie sich nun schon einmal persönlich herbemüht haben, diesen Scheck entgegennehmen, mit dem das Schulgeld für zwei Semester im Voraus beglichen wäre.«

Die Blonde mustert mich wieder. Ich lächle sie an. Das hab ich gelernt: auf Befehl zu lächeln. Sie aber bleibt ernst.

»Viola, möchtest du zu uns kommen?«

...

»Viola, hast du verstanden, was die Signora dich gefragt hat?«

»Ich bin sicher, dass sie mich verstanden hat. Lassen Sie sie doch selbst antworten.«

Habe ich eine Wahl?

Ich schreibe auf das Blatt: *Ja*.

Bilde ich mir das ein, oder hat mir die Bergson gerade zu-
gezwinkert?

»Schön, dann sind wir uns ja einig. Wir erwarten Sie in
der Woche zwischen dem 25. und 31. August: Das Schuljahr
beginnt am 1. September. Und stecken Sie den Scheck nur
wieder ein. Unsere Bankverbindungen für Überweisungen
finden sie auf unserer Internetseite.«

Viola

Mailand, 27. August 2010

»Hast du alles eingepackt, Viola?«

Du hast es wohl eilig, mich loszuwerden, Mama.

»Lass den Koffer noch offen, morgen früh müssen ja noch die Zahnbürste und ein paar restliche Kleinigkeiten rein. Wenn du es nicht schaffst, schließen wir ihn zusammen.«

Ich kann noch nicht mal mehr »Okay Mama«, sagen. Und es verschafft mir auch keine große Genugtuung, ein seltener Fall zu sein, wie die Ärzte meinen. So etwas wie mir passiert einer Vierzehnjährigen praktisch nie. Bei Kindern zwischen fünf und neun Jahren kommt es schon mal vor, haben sie mir erklärt, dass sie in der Schule oder sonst irgendwo draußen plötzlich verstummen. Aber zu Hause, bei Eltern oder auch Freunden, reden sie in der Regel normal wie vorher weiter. Bei mir ist es anders. Ich mache keine Ausnahmen. Für niemanden.

Aber an dem Tag, als Papa gestorben ist, habe ich tatsächlich noch geredet. Ja, wenn ich daran zurückdenke, kommt es mir so vor, als hätte ich damals gar nicht mehr aufhören können zu reden.

Ich erinnere mich an jedes Detail. An das Telefonat mit Fulvio, der sagte, ich solle Ruhe bewahren und die 112 wählen und einen Krankenwagen kommen lassen. Er selbst würde sich auch sofort auf den Weg machen.

Die Frau, die sich unter der Notrufnummer gemeldet hat, war sehr freundlich, hat mich aber mit Fragen überschüttet: »Bewegt sich dein Vater? Ist er bleich? Schwitzt er? « Und ich hab auf alles brav geantwortet. Sie meinte, ich sei sehr tapfer, und der Krankenwagen sei bereits unterwegs.

Tatsächlich hielt ich den Hörer noch in der Hand, als ich bereits die Sirene hörte, die lauter und lauter wurde und erst vor unserem Haus schlagartig verstummte. Ich hab das Fenster geöffnet und einen Mann und eine Frau, beide ganz in Orange, aus dem Krankenwagen steigen sehen. Als ich den Blick hob, fielen mir Leute vom Haus gegenüber auf, die sich schon am Fenster postiert hatten.

Als die Sanitäter dann vor mir standen, kamen mir beide sehr jung vor. Ich erinnere mich an die Frau mit den blauen Augen, dem tiefschwarzen Haar und dem sanften Lächeln. Es war ein seltsames Gefühl, als sie mir über die Wange gestreichelt hat, weil sie Plastikhandschuhe trug.

Sie redet mit mir und hält dabei meine Hand, während ihr Kollege bei Papa kniet und ihn schüttelt. »Wie heißt dein Vater«, fragt er mich.

»Giacomo.«

Und er: »Giacomo, hören Sie mich?«

Und plötzlich merke ich, dass sie Papa aus dem Bett heben und mit einer Schere den Schlafanzug aufschneiden.

»Halt! Was machen Sie denn da?!«, schreie ich, und die junge Sanitäterin legt den Arm um mich und baut sich zwischen mir und Papa auf. In diesem Moment kommen noch zwei andere Männer herein. Sie lagern Papa wieder anders, und während ihm der junge Sanitäter die Brust massiert, kniet einer der beiden anderen bei ihm nieder, öffnet eine Schachtel und schaltet so ein komisches Gerät ein.

Kurz darauf kommt Fulvio hereingestürzt, tritt direkt auf mich zu, aber ich sehe, dass sein Blick nicht meine Augen, sondern die der Sanitäterin sucht, die sich um mich kümmert. Er drückt mich fest an sich, und ich spüre, dass ich weinen muss, meine Kehle und meine Augen brennen, aber keine Träne läuft, keine einzige. Fulvio hält mir die Ohren zu, eins mit der Hand, das andere, indem er mich an seine Brust drückt, und redet währenddessen mit der Sanitäterin.

Dann hat Papas Handy geklingelt, das ich eingesteckt hatte. Ich bin rangegangen, habe aber keinen Ton gesagt. Nach einem kurzen Augenblick habe ich gemerkt, dass Mama dran war. »Hallo ...? Hallo ...?«, hat sie gerufen. »Jetzt melde dich endlich, Giacomo. Was ist denn los mit dir? Fulvio hat mir eine SMS geschickt ... Geht's dir nicht gut?«

Da hab ich dann geantwortet: »Hallo, Mama, ich bin's, wie geht's? Mit Papa ist irgendwas. Ich hab einen Krankenwagen gerufen, und jetzt sind die Sanitäter hier, und ein Arzt.«

Dabei kam ich mir ziemlich blöd vor, weil ich sie gefragt hatte, wie es ihr geht. Da liegt Papa und rührt sich nicht mehr, und ich frage sie, wie es ihr geht.

Mit einem Lächeln nahm mir Fulvio das Telefon aus der Hand. »Ciao, Arianna, hier ist Fulvio.« Ich hab gar nicht mehr richtig verstanden, was er gesagt hat. Seine Worte schienen so weit weg zu sein. »Sehr schlimm ... Alles versucht ... Viola ... Klinik.« Gesehen hab ich auch nichts mehr, alles drehte sich umeinander, das Orange der Anzüge, das Blau von Fulvios Jeans, das Weiß der Betttücher und die Farben unserer Kopfkissen, gelbgestreift das von Papa und mit einem Bild von Snoopy mit Sonnenbrille auf der Nase meins. Und Papa, rücklings am Boden und sein Mund weit offen.

Dann bin ich zusammengeklappt.

Als ich aufwachte, lag ich in meinem Bett, und neben mir saß Fulvius Frau in einem abgewetzten Sessel, den Papa unbedingt seinem Freund Pietro, der Möbel restauriert, hatte abkaufen müssen. Kaum dass ich die Augen öffnete, ist sie sofort aufgesprungen und hat sich zu mir ans Bett gesetzt, hat mir die Hand auf die Stirn gelegt und mich angelächelt, krampfhaft, mit geschlossenen Lippen.

Und da war alles klar, auch wenn ich es vorher tief im Innern schon gewusst habe. Sie hat mich in den Arm genommen, und ich habe mein Gesicht in ihrem weichen Pullover vergraben. Aber geweint habe ich wieder nicht.

Und auch bei Papas Beerdigung habe ich nicht geweint.

Ein Priester mit einem dicken Bauch, der ihm – ein lächerlicher Anblick – das violette Messgewand vorne anhub, hielt die Totenmesse. Er sagte solche Dinge wie: »Wir müssen uns freuen, dass Giacomo in eine bessere Welt, an einen besseren Ort heimgekehrt ist.« Ein besserer Ort? Wo soll das sein?, habe ich überlegt, und dann fiel mir ein, wie mir Papa, als ich noch klein war, das Radfahren beigebracht hat. Auf einer furchtbar holprigen Straße, halb Schotter, halb aufgerissener Asphalt, mit dem einzigen Vorzug, dass dort kein Mensch war. Er lief neben mir her, vor und zurück, hielt mich dabei an meinem kleinen Sattel und rief dann irgendwann. »So, los, jetzt allein!« Als ich es dann endlich geschafft hatte, ganz ohne Hilfe zu fahren und zu treten, hörte ich ihn hinter mir rufen: »Sehr gut! Genau so!«, und ich machte kehrt und fuhr ihm entgegen und sah, dass er lachte und in die Hände klatschte. »Komm, das müssen wir Mama erzählen«, meinte er, »und dann rufen wir Opa und Oma an und verkünden ihnen die große Neuigkeit.« Und plötzlich schien mir diese

hässliche Straße der schönste Ort auf der ganzen Welt zu sein.

Und so zwang ich mich auch während der Messe, an etwas anderes zu denken, selbst als ich so halb mitbekam, dass mein Name und der von Mama genannt wurde.

Gehört habe ich aber, dass viele Leute um mich herum in einem fort die Nasen hochzogen. Auch meine Klassenkameraden mit unserer Italienischlehrerin waren gekommen: Einige hatten feuchte Augen, andere sahen gelangweilt aus. Immerhin hat Francesca, die mir in der Zeit der Scheidung meiner Eltern sehr nahe war, weil sie das Gleiche durchlitt, mich so innig und fest an sich gedrückt wie schon lange nicht mehr. Aber sie hat jetzt andere Freundinnen, so wie früher wird es mit ihr nicht mehr werden. Als ich mich in der Kirche umgedreht habe, sah ich, dass die Bänke gut besetzt waren. Viele Kollegen aus der Firma für Armaturen, in der mein Vater als Betriebswirt gearbeitet hatte. Mir war gar nicht bewusst, dass Papa so viele Leute kannte. Er sprach nur selten von seiner Arbeit, die ihm reiner Broterwerb zu sein schien.

Mama trug ein dunkelblaues Kleid und einen extravaganten dunklen Hut auf dem Kopf. Nach der Messe hat sie meine Hand genommen, und ich hab gespürt, wie kalt ihre Hand war. So standen wir da und sahen zu, wie ein paar Männer, die wie Straßenbahnschaffner gekleidet waren, den glatt polierten Sarg anhoben, der schon, bevor wir in die Kirche kamen, vor dem Altar gestanden hatte. Fulvio bat einen von ihnen, ihm Platz zu machen, weil er den Sarg mit hinaustragen wollte. Sie wechselten ein paar Worte und stellten sich dann neu auf: Die fast zwei Meter Körperlänge von Fulvio, der sich mit roter Nase und dunklen Brillengläsern über den ge-

geschwollenen Augen vorne einreichte, verkomplizierten alles, denn nun hing der Sarg, als es auch der Kirche ging, schief zu einer Seite hinunter.

Vor dem Ausgang wimmelten Kinder und Erwachsene durcheinander, vertraute und fremde Gesichter, sie bewegten sich auf mich zu und begannen, Mama und mich zu umarmen, manche küssten mich auch auf die Wange, andere murmelten Worte, die ich nicht verstand. Ich nickte, versuchte zu lächeln, Blicke und Händeschütteln zu erwidern. Ich erinnere mich noch an Christina, meine Oma, Papas Mutter, die an einem Spazierstock auf mich zuwankte, mich in die Arme nahm, sie ist seit dem Tod ihres Mannes vor drei, vier Jahren sehr gealtert, die Gesichtsfarbe fahl, das Haar nur noch sehr dünn und schwach auf den Beinen.

»Stell dir doch mal vor«, hat Papa einmal nach einem Film mit großer Beerdigungszeremonie zu mir gesagt. »Wäre das nicht schön, mit anhören zu können, was die Leute über einen zu sagen haben, wenn sie sich endgültig von dir verabschieden. Übrigens würde ich auf meiner Beerdigung gerne Musik hören, ganz bestimmte Lieder. Vielleicht schreib ich sie dir mal auf, man kann ja nie wissen.«

Da hab ich ihm die Zunge rausgestreckt, und er hat mich in den Arm genommen.

Leider ist auf deiner Beerdigung überhaupt keine Musik erklingen, Papa. Und ich hab noch nicht mal mitbekommen, was die Leute über dich gesagt haben.

Als sich dann die Trauergäste so nach und nach entfernten, kam Fulvio zu uns, hat Mama was ins Ohr geflüstert und mir die Hand entgegengestreckt.

»Komm, Viola, du fährst am besten mit uns. Deine Mama geht für dich auf den Friedhof, und wenn du dich von deinem

Papa verabschieden willst, bringe ich dich in ein paar Tagen mal hin.«

Also bin ich mit ihm und seiner Frau zu ihrem Wagen gegangen. Sie hat sich zu mir auf die Rückbank gesetzt. Dort lag eine Umhängetasche aus grauem Stoff, die mit zwei großen Knöpfen verschlossen war. »Die ist für dich«, hat Fulvio zu mir gesagt, indem er sich, mit der linken Hand am Steuer und der rechten startbereit am Zündschlüssel, zu mir umdrehte. Darin waren drei Bücher, ein blaues, ein graues, beide sehr klein, und ein sehr altes, mit einem Einband aus braunem Leder und mit goldenen Buchstaben beschriftet. Ich griff noch einmal in die Tasche und fand einen Paken Briefe und Postkarten, der von einem roten Gummiband zusammengehalten wurde. Als ich das Band berührte, riss es schon, so brüchig war es, und plötzlich lagen all diese Briefumschläge aus sehr leichtem Papier und mit rot-blau gescheckten Rändern auf meinen Knien. Ich hab die Anschriften überflogen: Sie waren alle an Papa adressiert, genauer an seine alte Adresse bei meinen Großeltern.

»Da muss noch was drinnen sein«, hat Fulvio gesagt, als ich fragend zu ihm aufblickte. »Dein Vater hat mich gebeten, ihn dir zu geben, falls ihm etwas zustoßen sollte.«

Ich hab noch mal in die Tasche gesehen und fand einen weiteren Umschlag aus schwererem Papier, auf dem »Viola« stand.

Darin ein kurzer Brief, nur ein paar Zeilen, die ich sofort gelesen habe.

Viola, mein lieber Schatz, wenn du dies hier liest, habe ich es nicht mehr geschafft, dir zu erzählen, was geschehen ist, dir zu erklären, was ich dir so gerne erklären

möchte. Jeder Mensch trägt Wunden mit sich herum, und manche wollen einfach nicht heilen. Wie sehr hätte ich mir gewünscht, es mit dir zusammen zu schaffen, dass sie heilen, auch damit du meine Fehler nicht wiederholst. Wie gerne hätte ich weiter deine Hand gehalten. Und vielleicht hätte ich mir sogar gewünscht, dass du meine Hand hältst.

Ich hab dich so lieb, wie du es dir gar nicht vorstellen kannst.

Dein Papa.

Ich hab mir noch mal die drei Bücher genauer angesehen. Das blaue und das graue waren Notizbücher, eines aus dem Jahr 1980, das andere von 1981. Beiden war vorne drauf ein kleiner Apfel eingepreßt, aber nicht der, den man heute auf so vielen Computern sieht. Das dritte war hingegen ein richtiges Buch, sehr alt, wohl aus einem Antiquariat, auf Englisch geschrieben.

Ich begann das blaue Notizbuch durchzublättern. Auf der ersten Seite stand: »Ich habe ein Mädchen kennengelernt.« Darunter war ein Schwarz-Weiß-Foto eingeklebt, auf dem Papa, noch ganz jung, lachend den Kopf zurückwirft. Er sitzt auf einer Holzbank in einem Park, während ein Mädchen, das man nur von hinten sieht, offenbar zu ihm rennt, um sich neben ihn zu setzen. Ihr dicker blonder Zopf wirbelt hin und her und bildet eine Art Lichtschweif um sie herum.

Da gab es einen Ruck. Fulvio war losgefahren.

Giacomo

Brighton, 6. und 7. August 1980

Die beliebteste Diskothek bei den ausländischen Jugendlichen war *Salisbury*, der Treffpunkt für alle, die Sprachferien in der Stadt machten. Vor allem aber war sie das Jagdrevier junger Italiener, die es auf blonde deutsche Mädchen abgesehen hatten – und umgekehrt. Die Diskothek lag in einem der zahlreichen, rechtwinkelig angeordneten Seitensträßchen der Strandpromenade, nicht weit vom Brighton Pier, der hölzernen Mole, dem Wahrzeichen der Stadt.

Im Grunde handelte es sich bei der »Lasalisbury«, wie die jungen Italiener die Disco nannten – um einen sehr großen Keller mit Stereoboxen und bunten Scheinwerfern an den Wänden. Auf einem langen Tisch standen zwei Plattenspieler und ein Mischpult, und an der niedrigen Decke hing ein *mirror ball* wie in *Saturday Night Fever*, eine mit kleinen Spiegeln verkleidete Kugel also. Niemand hätte sich gewundert, wenn man diesen Saal das ganze restliche Jahr über als Lager oder Schulungsstätte für angehende Staubsaugervertreter benutzt hätte. Aber diese drei Sommermonate über war er pure Magie. Hier wurden die Romanzen eines Sommers gelebt, hier wurden einander Versprechen gegeben, die oft schon in Vergessenheit geraten waren, wenn man am Flughafen die Maschine bestieg, die einen nach Hause in das reale Leben

zurückbrachte. Und obwohl eigentlich alle darum wussten, war es ein schönes Gefühl, während man zu den aktuellen Hits auf der Tanzfläche herumphüpfte oder ein Mädchen fest im Arm hielt, sich vorzumachen, dass es für immer sein könnte.

Es war noch hell, als Giacomo gegen acht im Stadtzentrum eintraf. In der Familie, in der er untergebracht war, wurde früh, um halb sieben, und schlecht zu Abend gegessen. Heute zum Beispiel hatte die ganze Mahlzeit aus einer Tomatensuppe bestanden, die gleich aus der Büchse auf den Teller gekommen war und die er unverzüglich, kaum war seine Gastgeberin, Mrs. Currie, aus der Küche verschwunden, ins Spülbecken kippte. Kurz darauf verließ er das Haus und nahm den Bus ins Stadtzentrum, um sich vor dem Discobesuch noch eine Tüte Fish' n' Chips zu holen. An der Strandpromenade hatte er schon an den ersten Abenden eine Bude mit einigen Tischen davor entdeckt, wo er häufig andere junge Italiener traf, die den gleichen Kurs besuchten. Doch heute hatte es nachmittags geregnet, das Wasser des Ärmelkanals war aufgewühlt, und große, gelblich braune Wellen warfen sich an den Kiesstrand. Das Lokal war leer, und die nassen Sitzflächen der Plastikstühle waren unberührt.

Giacomo ließ sich eine Portion frittierten Kabeljau mit fettgetränkten, essigübergossenen, salzigen Pommes frites bringen und begann mithilfe eines Holzgabelchens davon zu knabbern, während das Öl das gelbliche Papier der Tüte aufweichte. In Mailand benutzten sie solche Tüten für die Röstkastanien in der Vorweihnachtszeit. Und wenn er so an Mailand zurückdachte, fiel ihm unweigerlich ein, dass dort, wenn er zurückkam, alles anders sein würde: Er würde sich für ein Studium entscheiden und irgendwann auch den verdammten

Militärdienst ableisten müssen. Zudem befürchtete er, dass sich seine Freunde in alle Winde, zu den verschiedensten Ausbildungsplätzen und Fakultäten, zerstreuen würden.

Anschwellendes Stimmengewirr riss ihn aus seinen Gedanken. Dass es sich um Engländer handelte, war nicht zu übersehen: zwei junge Burschen mit rasierten Nacken und Tollen über der Stirn, weißen Hemden, Röhrenhosen mit Hochwasser, damit man auch die weißen Socken nicht übersah, dazu schmale Schuhe mit abgestumpfter Spitze. Bei ihnen waren drei Mädchen, zwei davon – in Miniröcken, unter denen kräftige milchweiße Schenkel hervorschauten, und mit schulterlangen Haaren von undefinierbarer Farbe – schienen Schwestern zu sein und lachten und wieherten in einem fort, die dritte hatte die Arme verschränkt und hielt sich abseits. Sie betraten die Bude und bestellten etwas bei dem trägen sommersprossigen Verkäufer hinter der Theke, der sich keine Mühe gab, seine Abneigung gegen diese Kundschaft zu verbergen. Schließlich kamen sie wieder heraus und fläzten sich auf die noch regennassen Plastikstühle.

Giacomo wandte den Blick ab und machte Anstalten, sich zu entfernen. Er hatte schon häufiger gehört, dass die einheimische Jugend nichts übrighatte für die gleichaltrigen Fremden, die jeden Sommer *ihre* Stadt, *ihre* Lokale und *ibr* Meer in Beschlag nahmen (auch wenn sie Letzteres, so dachte Giacomo, ruhig behalten konnten, mit dem kalten Wasser, den tristen Farben und rauen Wellen). Es gab ganz bestimmte Bereiche, von denen man sich als Ausländer besser fernhielt, und dazu gehörte die Strandpromenade, das Territorium der Mods und einiger anderer kleinerer Brightoner Banden. Geschichten kursierten, mit einem jungen Deutschen im Mittelpunkt, der am Strand ein Mädchen geküsst habe und darauf-

hin von einem Quintett betrunkenen Engländer krankenhausaufgenommen worden sei. Manche mutmaßten allerdings auch, dass Kurslehrer sich diesen Zwischenfall nur ausgedacht hatten und weitererzählten, um Gewalttaten vorzubeugen, und dass wahrscheinlich deutschen Sprachschülern die gleiche Schauergeschichte mit einem Italiener als Opfer aufgetischt wurde. Wie auch immer schien es Giacomo ratsam, diesen Gerüchten nicht auf den Grund zu gehen.

Als eine der beiden Schwestern im Minirock schrill auflachte, fuhr er jedoch herum, und sein Blick traf den eines der beiden Jungen.

»*So what?*«, rief der. Giacomo wandte den Blick ab und tat unbeteiligt, warf seine fettige Tüte in den Papierkorb und entfernte sich. Da hörte er den Stuhl zu Boden krachen, den der Mod beim Aufspringen umwarf, und erneut dessen Stimme: »*Hey, I'm talking to you!*«

»Ich verstehe nicht«, antwortete Giacomo, indem er sich achselzuckend zu dem Grüppchen umdrehte. Sich einfach dumm zu stellen, wenn man angepöbelt werde, sei nicht die schlechteste Taktik, Ärger zu vermeiden, hatte er gehört.

»*I see, you're Italian ... Italiano, merda, spaghedi, teste di cazzo, vafanchiulo ...*«

»Ja, stimmt genau, aber ich muss jetzt leider gehen, okay?«

Plötzlich ging alles so schnell, dass Giacomo kaum wusste, wie ihm geschah. Mit zwei Schritten war der Engländer bei ihm, riss ihn herum und traf ihn mit einem Kopfstoß zwischen die Augen. Giacomo stürzte und fand sich in einer Pfütze am Boden wieder, während sich seine Hose mit kaltem Wasser vollsog und ihm ein Schwall warmer, dicker Flüssigkeit aus der Nase in den Mund lief.

Im nächsten Moment sah er, dass sich eines der Mädchen,

eben jenes, das sich etwas abseits gehalten hatte, vor dem Engländer aufbaute. Kurz entschlossen holte sie aus und schlug ihm mit der flachen Hand ins Gesicht, wobei auf ihrem Rücken, wie Giacomo beobachtete, ein langer blonder Zopf hin und her schwang.

Der Schlag war so fest, dass ihre Finger dem jungen Engländer einen roten Abdruck auf die Wange stempelten. Die beiden standen sich jetzt gegenüber und redeten erregt aufeinander ein. Giacomo, der immer noch mit dem Hintern und einer Hand in der Pfütze am Boden kauerte, war zu benommen, um zu verstehen, was sie sagten. Schließlich warf ihm der Schläger noch einmal einen verächtlichen Blick zu und wandte sich dann ab. Bei ihrem Tisch angekommen, trat er mit voller Wucht einen Stuhl um und stampfte dann davon, die anderen drei, nervös kichernd, folgten ihm.

»Mein Name ist Claire«, sagte das Mädchen, das sich jetzt zu Giacomo herabbeugte und ihm auf die Beine half.

»Ich dachte Bond ...«

»Wie bitte?«

»Ach nichts, vergiss es ... Du sprichst ja Italienisch ...«

»Ja, ein wenig. Hab ich mal in der Schule gelernt.«

»Auf alle Fälle ist es sehr viel besser als mein Englisch.«

»Keine Ahnung. Ich hab dich ja noch nicht Englisch reden hören.«

Giacomo lächelte und spürte plötzlich einen Stich in der Stirn. Er taumelte ein wenig.

»Komm, setz dich lieber«, forderte Claire ihn auf, indem sie ihm einen Stuhl heranzog.

»Nein, der ist doch nass«, antwortete er.

Jetzt lächelte Claire und senkte den Blick auf seine durchnässte Hose. Er errötete und ließ sich auf den Stuhl fallen.

»*I'll be back in a minute.*«

Claire wechselte ein paar Worte mit dem Fish'-n'-Chips-Verkäufer und kehrte kurz darauf mit einer Handvoll in ein schmutziges Trockentuch eingeschlagenen Eiswürfeln sowie einem Stapel Papierservietten zu ihm zurück. Das Eis hielt sie ihm an die Stirn, und plötzlich spürte Giacomo, vielleicht wegen der Kälte oder auch des Gestanks von vergammeltem Fisch, den der Lappen verströmte, oder vielleicht auch noch wegen des Kopfstoßes, jedenfalls spürte er plötzlich, wie Kabeljau und Kartoffeln mit rasender Geschwindigkeit von seinem Magen zur Kehle aufstiegen. Und nur um Haaresbreite, indem er den Kopf herumriss, konnte er verhindern, dass sich dieser Schwall auf Claires Schuhe ergoss.

»O Gott, tut mir leid, sorry, sorry, sorry ...«, stöhnte er.

Aber Claire lachte, und es war ein explosives Lachen, das ihn ein wenig aus der Benommenheit nach dem Kopftreffer riss. »Du magst Fish' n' Chips wohl nicht«, sagte sie dann, »mein Vater erzählt, dass sie früher in Zeitungspapier gewickelt wurden, und dadurch hätten sie noch besser geschmeckt. Wegen der ...«

»Wegen der ...?«

»Wie heißt noch das Zeug, mit dem man druckt?«

»Tinte?«, schlug Giacomo vor.

»Oder Druckerschwärze? Die hat jedenfalls für den guten Geschmack gesorgt ...«

Giacomo schaute sie verwirrt an: »Tja, vielen Dank ... Ich glaube, ich gehe nach Hause. Eigentlich wollte ich noch irgendwohin, aber so wie ich aussehe ... Ein nettes Bürschchen übrigens, dein Freund.«

»Ich weiß, Martin ist ein Idiot. Aber er ist nicht mein Freund, nur ein Cousin. Ich mache hier Ferien am Meer. Im

Sommer bin ich immer ein paar Wochen bei meiner Tante in Brighton. Eigentlich wohne ich in London. Und du, was machst du hier?«

»Englisch lernen. Ich bin gerade mit der Schule fertig geworden und werde wohl ab September studieren.«

»Und nebenbei willst du auch die Feinheiten der englischen Küche testen?«

»Nein, es ist nur so, dass ich bei den Leuten, bei denen ich hier wohne, nicht gerade fürstlich speise. Deshalb brauche ich noch was, wenn ich abends weggehe.«

»Und wo gehst du da so hin?«

»Meistens in die Disco, in die *Salisbury*. Oder, eigentlich immer. Da wäre ich auch heute wieder hin, aber wie gesagt, im Moment ist mir die Lust vergangen.«

»Das kann ich mir vorstellen. Du solltest wirklich lieber nach Hause gehen.«

»Das mach ich auch. Mein Bus fährt gleich da drüben.«

»Soll ich dich hinbringen?«

»Wenn du dich nicht schämst, dich mit einem Mann zu zeigen, der aussieht, als hätte er in die Hose gemacht und sich das Hemd von einem Metzger ausgeliehen ...«

»Entschuldigung, das war mir zu schnell. Was hast du gesagt?«

»Ist nicht so wichtig ... Aber du sprichst wirklich sehr gut Italienisch. Ich kann mir nicht vorstellen, dass du das nur in der Schule gelernt hast.«

»Habe ich auch nicht. Meine beste Freundin, Georgia, war Italienerin?«

»War?«

»Klar, ist sie natürlich immer noch, aber sie wohnt nicht mehr in England.«

»Das heißt?«

»Na ja, wir waren vom ersten Schuljahr bis zur elften Klasse auf dem Gymnasium zusammen. Ihr Vater war nach London versetzt worden, und wir waren ziemlich unzertrennlich. Mit ihr habe ich dann auch die Sprache gelernt, und wenn wir von den anderen in der Klasse nicht verstanden werden wollten, haben wir Italienisch gesprochen.«

»Offenbar hat es sehr gut funktioniert.«

»Meinst du?«

»Ja, das meine ich.«

»Ich war auch häufiger mit ihnen in Italien, immer im Sommer. Ihr Vater stammt aus Genua, und dort hatten sie ein wunderbares Haus direkt am Meer.«

»Nicht schlecht.«

»Ja, aber vor ein paar Jahren ist Giorgias Vater erneut versetzt worden, diesmal nach Boston. Und seitdem haben wir uns nicht mehr gesehen, nur noch geschrieben und ein paar mal telefoniert.«

»Schade.«

»Tja ... Aber was ist jetzt? Du hast mir noch gar nicht geantwortet.«

»Wie?«

»Soll ich dich begleiten oder nicht?«

Giacomo spürte, wie er errötete. »Ja, ich würde mich freuen.«

So machten sie sich auf den Weg, sie mit verschränkten Armen, während ihr Zopf am Rücken hin und her schaukelte, er breitbeinig und dennoch bemüht, trotz seiner nassen Unterhose und seiner geschwollenen Nase, die heftig pulsierte, Haltung zu bewahren. An der Bushaltestelle verabschiedeten sie sich voneinander, und die ganze Fahrt spürte Giacomo die



Daniele Bresciani

Ein Jahr wie dieses

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-41928-5

Heyne

Erscheinungstermin: November 2015

Die 14-jährige Viola musste ihren Vater tot in seinem Bett finden. Von diesem Moment an hat sie kein Wort mehr gesprochen, doch sie kann nicht aufhören, an das große Geheimnis zu denken, das ihr Vater mit ins Grab genommen hat. Mit einem zerfallenden Buch und einer alten Fotografie versucht das Mädchen die Lebensgeschichte ihres Vaters zu rekonstruieren. Gemeinsam mit ihrer Freundin Leslie taucht sie in das rauschende London der 1980er Jahre ein, in dem der junge Giacomo einst in eine große Liebesgeschichte verwickelt war.



[Der Titel im Katalog](#)